

A dark, atmospheric illustration of a futuristic industrial city. The scene is dominated by tall, complex structures with scaffolding and pipes. In the sky, several flying vehicles are visible, including a large, dark, winged structure that resembles a bat or a large drone. The overall color palette is dark, with shades of grey, black, and muted blue, punctuated by some glowing lights from the buildings and vehicles.

RED NOVA: REVOLTE
ROBERT J. HOENATSCH

ROBERT J. HOENATSCH
RED NOVA: REVOLTE
roman



Inhaltsübersicht

Prolog

TEIL I

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

TEIL II

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

TEIL III

Erstes Kapitel

[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebttes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Fünfzehntes Kapitel](#)
[Sechzehntes Kapitel](#)
[TEIL IV](#)
[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebttes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Epilog](#)
[Impressum](#)

Für Lilly

Du bist mein Antrieb auf der Reise durch das Unbekannte

»Die in der Nacht in den verstaubten Winkeln ihres Geistes träumen, erwachen am Tag und finden nichts als Leere. Aber die Träumer des Tages sind gefährliche Menschen, denn sie können ihren Traum mit offenen Augen leben und ihn möglich machen.«

- T.E. Lawrence
(Lawrence von Arabien)

Prolog

Zu jener Zeit war das Kind ein bloßer Wunsch im Herzen des Vaters, ob es je zur Welt kommen sollte, war mehr als ungewiss. Die Chancen dafür standen denkbar schlecht. Gleichwohl hielt er das Kind in seinen Tagträumen bereits in den Armen, und es war genau so in seiner Vorstellung, wie es wirklich einmal sein würde. Er irrte sich weder im Wesen noch im Geschlecht des Kindes. Der ungeborene Junge der einzige Trost im Leben des Vaters.

Der Mann arbeitete in einem Stahlwerk, sein halbes Leben war er Schmelzer an einem der großen Hochöfen im westlichen Sektor. Tag für Tag kämpfte er gegen die Hitze und gegen die immer lauter werdenden Fragen in seinem Innern, die einst nur vage Gefühle waren und heute dem Schmerz einer Heimsuchung gleichkamen. Einfache Fragen wie warum oder wozu, Fragen, auf die es keine Antwort gab.

Aus einem in die Ofenwand gebohrten Loch strömte flüssiges Eisen in die Ablaufrinne; weißglühend und zähflüssig trieb der schwelende Metallfluss durch die Anlage, durch eine Welt, die nach eigener Betrachtung der Hölle erschreckend ähnlich war. Der Qualm, die Glut, das Eisen, die Ewigkeit.

Unter der feuerfesten Kleidung träumte der Mann von seiner eigenen Familie. Seine Eltern waren lange tot; die Mutter starb kurz nach seiner Geburt, der Vater irgendwann davor. Eine Frau hatte er nie kennengelernt. Der Mond war für die Arbeiter der Sträflingskolonie eine

gegenwartsbestimmte Welt, in der jeder Gedanke an die Zukunft quälender war als die Erinnerung an das Vergangene. Daher gab es auf Limbus II keine anderen Ansprüche, als durch den Tag zu kommen, irgendwie den nächsten Morgen zu erleben.

Myriaden von Metallfunken brannten sich in die Schutzkleidung ein und sprangen gegen das dunkle Schutzvisier an seinem Helm. Er beugte sich über die kochende Eisenrinne, seine Jacke schwelte, die Luft toxisch und unerträglich heiß. Er befreite das Bohrloch von der anlaufenden Schlacke, stocherte fortwährend in der gleißenden Substanz herum, während sein müdes Herz weiter hämmerte und der Schweiß den Stoff am Leib beschwerte.

Er lehnte gegen eine Steinwand, schwer atmend war er am Ende seiner Kräfte angekommen. Kaum zwei Meter neben ihm verlief eine Sauerstoffleitung und führte wie eine stählerne Arterie zum Herzen der Anlage. Im Hochofen tobte ein dreißig Meter hohes Inferno. Das Feuer und der Maschinenlärm ließen kaum einen klaren Gedanken zu. Obwohl der Mann einen Hörschutz trug, auch wenn er bereits ohne Hörschutz nur noch wenig hörte, war der Lärm unerträglich gewesen.

Mach weiter, sagte er zu sich. Mach einfach weiter.

Gegen Abend hockte er an seinem Stammplatz in einer heruntergekommenen Arbeiterspelunke und aß allein. Die Kumpels aus vergangenen Tagen waren selbst Geschichte, neue Freundschaften schloss er aus Prinzip nicht mehr. Kauend saß er da und dachte nach.

An einem anderen Tag, kurz vor Beginn der Nachtschicht, wechselte er mit einem anderen Schmelzer die Abdeckplatten über dem hinteren Teil der Rinne. Er war Ende zwanzig und hatte die Lebenserwartung auf dem Sträflingsmond überschritten. Er war abgearbeitet und

müde, träumte nicht mehr. Ein Mitarbeiter des Konzerns kam zu ihm und bot ihm eine Stelle als Leiter der Schmelze an. Es kam nicht überraschend, er war ein guter Arbeiter, der älteste und erfahrenste seiner Gruppe. Mit dem Gehalt hätte er jeden Monat etwas zurücklegen können und sich eine Existenz im Alter schaffen. Es sei der erhoffte Wendepunkt in seinem Leben, sagte der Konzernmitarbeiter, und dem stimmte er zu. Ohne zu zögern, lehnte er das Angebot ab und verließ noch am selben Tag das Stahlwerk. Mit kaum mehr als ein paar Silbermünzen im Geldbeutel sprang er auf den Zug nach Südwesten auf. Tagelang war er unterwegs. Ein Wanderer unter Arbeitern, eigentlich einer von ihnen, aber doch ganz anders. Nur sein Ziel versprach etwas von Größe, von einem höheren Zweck als diesen, und doch war es so profan.

Alle paar Stunden hielt der Zug an einem Bahnhof, manchmal brauchte er einen ganzen Tag zur nächsten Station und dann durchmaß er wieder die gefrorene Ödnis für quälend lange Zeit. Eis, Methan und Staub zu bizarren Figuren verformt. Gebirgsketten und Krater. Die Eiswüste erstreckte sich weit über den Horizont und wer weiß, wie weit noch dahinter. Der Mann blickte aus dem zerkratzten Fenster. Seine Wasserflasche war längst leergetrunken. Er ging im Abteil auf und ab, schlief manchmal mehrere Stunden am Stück und spähte wieder nach draußen. Die Landschaft veränderte sich kaum merklich, hie und da war ein Hang schroffer und ein Fels schärfer als der andere. Ein von blassroten Bergen umschatteter Horizont. Sandfarbene Sturmwolken. Der Mann hatte keinen Schimmer, was er sähe, wenn diese Wolken irgendwann einmal vom Himmel verschwänden. Aber das würde nicht passieren. Nicht in seinem Leben, nicht irgendwann, niemals. Oft glaubte er, die Wolken seien nur da, um die Augen Gottes vor dem zu schützen, was hier unten auf der Mondoberfläche passierte.

Er besah sich noch einen Moment den ockerfarbenen Himmel, dann irrte sein Blick entlang des immergleichen Wellenmusters auf dem Dünenmeer, und er ließ seine Gedanken darin umherschwimmen und ertrinken.

Am achten Tag stieg von dem Horizont ein Lichterbogen auf, darunter die Silhouette einer Kolonie. Der Mann war noch nicht am Ende seiner Reise angekommen, doch ihm fehlte das Geld zur Weiterfahrt und so stieg er in einer Minenstadt aus und schürfte als ungelernter Arbeiter zweieinhalb Jahre in einem Bergwerk untertage. Die meiste Zeit davon war er überzeugt, nie wieder an die Oberfläche zurückzukehren. Wochenlang hockte er im Halbdunkel in den Schächten und bohrte mit schweren Pressluftmaschinen die Steinwände auf. Die Erzbrocken fielen auf ruckelnde und lärmende Förderbänder. In Reihe waren die Minenarbeiter aufgestellt und brachen die Felswände auf, zwölf Stunden jede Schicht und manchmal schliefen sie vor Erschöpfung in der Grube ein. Einmal kam es bei einer Sprengung zum Einsturz eines Schachts, und die Gesteinsmassen erschlugen drei Arbeiter und brachen dem Mann das linke Bein. Im Lager verarztete man ihn notdürftig, reinigte seine Wunden mit Alkohol und richtete den Bruch mit Metallstangen, um die man abgerissene Leinenstreifen wickelte. Zwei Wochen lebte er von Gaben, die ihm die Bergleute mitbrachten. Er nahm sie an und legte unbemerkt noch etwas für die Weiterreise zurück. Dann stieg er wieder in den Schacht hinab. Von nun an humpelte er. Jeden Tag kroch er aus der Mine wie eine groteske Kreatur, die wild war oder verwildert, vielleicht noch einen Kern Menschlichkeit in sich trug. Ein Höhlenwesen, das immer wieder an die Oberfläche zurückkehrte, als frage es sich, ob in der Welt da draußen doch noch etwas Glück zu finden sei.

Schon über dreißig war er, als er nach Bancarduu kam. Er hielt sich noch ganz gut. Nahm wieder eine Stelle als Schmelzer an. Gerade dann, als er nach Arbeit suchte und kein Geld mehr übrig war, nahm eine weitere Hochofenanlage den Betrieb auf. Er hielt es zunächst für eine schicksalhafte Fügung, und vielleicht war es das auch.

In seiner letzten Saison lernte er seine zukünftige Frau kennen. Sie hatte kurzgeschorenes dunkelblondes Haar und graue Augen. Sie war Anfang zwanzig, ihre Haut vernarbt. Auf einer anderen Welt wäre sie wunderschön gewesen. Er traf sie das erste Mal beim Abendessen im Speisesaal. Auf dem Blechtablett balancierte er einen Becher isotonisches Wasser und eine Portion Proteinbrei zu dem Tisch, an dem sie lustlos in ihrer Ration herumstocherte. Er überlegte keine Sekunde, sie anzusprechen. Sein ganzes Leben hatte er für diesen Moment gekämpft, gelebt. Er überlegte auch nicht, was er ihr sagen sollte. Am Ende sagte er ihr, dass er ohne Reue sterben wolle; was er davor gesagt hatte, wusste er nicht mehr. Sie fragte ihn, ob er bis hierher schon etwas bereue, und er sagte ihr, dass jetzt, wo er sie gefunden habe, alles andere egal sei. Insgesamt sahen sie einander nur fünfmal. Die Liebe war aufrichtig. Als er eines Tages unter der feuerfesten Kleidung von dem Jungen träumte, der im Bauch seiner Mutter heranwuchs, wusste er, dass er mehr erreicht hatte, als er je vom Leben hätte erwarten können. Er träumte das letzte Mal von seiner eigenen Familie, als der Hochofen seiner neuen Arbeitsstelle überhitzte, und all die neunzig Arbeiter bei der Explosion ums Leben kamen.

Die ganze Hochofenanlage brannte in der Folge ab und wurde nie wieder aufgebaut. Es war der schwerste Unfall in Bancarduu und nur einer von vielen, seitdem die Bergbaukolonie auf dem Sträflingsmond Limbus II vor hundertfünfzig Jahren errichtet worden war.

Und damit endet die Geschichte des Vaters, die der Junge selbst niemals zu hören bekam.

TEIL I

Limbus II, Sträflingsmond

Erstes Kapitel

Nichts als Pflichten

Durch die Tür zum Klassenzimmer betrachtet, war das Kind kaum von den anderen zu unterscheiden. Alle hatten sie kahlrasierte Schädel und trugen zerschlossene und staubige Kleider aus Leinen und Baumwolle wie eine armselige Schuluniform. Sie hatten schwielige Finger und Blasen an den Füßen, Schmutz in den Gesichtern. Hinter den Ohren blinkten Peilsender im beinahe gleichen Takt, und sie saßen auf dem Boden und lauschten den Worten der Lehrerin wie stummgeschaltete Maschinen.

Der Junge hockte im Schneidersitz und kratzte zaghaft über dem Hemdstoff die frische Narbe an seinem Bauch. In den zurückliegenden Wochen hatte er nur schwer an etwas anderes als an diesen Tag denken können, der Tag der Berufswahl. Zu manchen Stunden konnte er deshalb nicht essen, nicht lernen und nicht schlafen, doch jetzt, wo die Zukunft zur Gegenwart verfallen war, fühlte er kaum noch etwas von der früheren Aufregung – er war bloß noch müde von der Nacht, vom Schleppen Dutzender Erzsäcke.

Die Lehrerin trug eine graue Uniform aus Synthetikfasern mit dunkelblauen Längsstreifen an Beinen und Armen und dem im diffusen Licht ganz matt erscheinenden Konzernlogo auf ihrer Brust, das aus Platin geschaffen, nicht unbezahlbar war, aber doch kostbarer als das Leben eines Sträflings. Ihr Haar war annähernd schwarz und zu einem strengen Dutt

nach hinten gebunden. Mit Haltung stand sie vor dem Databoard und erklärte in ihrer despotischen Manier, wie sie sich den Ablauf der ersten Doppelstunde vorstellte und Abweichungen davon nicht tolerierte.

Es folgte eine Ansprache auf die Vaughnfamilie, und mit der himmelhohen Lobeshymne fand sie eine Überleitung zu Gott, worauf die Kinder ihr Erlösungsgebet aufsagten, der Junge aber nur so tat. Im Chor der anderen Stimmen bewegten sich seine Lippen sanft auf und ab, und er flüsterte tatsächlich etwas, das wohl mit Gott zu tun hatte, aber kein Lob für ihn bereithielt und auch kein Flehen um Vergebung.

»Bevor ihr aus der Schule entlassen werdet«, fuhr die Lehrerin fort, nachdem Stille eingekehrt war und wie eine Last über den Köpfen der Kinder wog, »werde ich euch einige wichtige Fragen stellen, um zu sehen, ob auch wirklich alle von euch bereit sind, den langen Weg der Wiedergutmachung zu bestreiten. Ich werde jeden einzeln im Nebenraum befragen und ihm dann seinen Beruf mitteilen. Wir gehen alphabetisch vor. Fran Adaari, du bist der Erste.«

Aus dem Kreis stiller Sitzender erhob sich ein dunkelhäutiger hochgewachsener Junge. Er bahnte sich einen Weg an seinen Mitschülern vorbei, folgte der Lehrerin und nahm im Prüfungsraum vor einem Aluminiumtisch Platz, auf dessen Oberfläche sich das Deckenlicht gleißend hell spiegelte.

So wie die Tür einen Augenblick später zufiel, hatte es etwas Endgültiges gehabt. Als sähe man den Jungen nie mehr. Oder als würde er ein völlig anderer sein, wenn die Tür sich wieder öffnete.

Nach einer Weile wandte Jake den Blick ab und spähte durchs seitliche Fenster in die karge Einöde, die seit jeher seine Heimat war. Der Mond war eine kalte und feindliche

Welt, die keine Art von Leben tolerierte, und doch lebten die Sträflinge hier und waren hier geboren.

Ein scharfer Westwind ging und trug Staubschwaden am Fenster vorbei; Vorboten der bald beginnenden Vortexstürme. Für die nächsten sechs oder sieben Jahre würde die Windgeschwindigkeit in der Äquatorregion um hundert Stundenkilometer zunehmen und an den Polen um ein Vielfaches davon. In der Zeit der Vortexstürme regnete es manchmal für mehrere Monate am Stück, bis man glaubte, dass es nie wieder aufhören würde. Momentan war alles trocken. Was dort am Fenster vorbeiwirbelte, war Sand aus gefrorenem Äthan und daran gebundene Staubpartikelchen. Getragen von einer Luft ohne Sauerstoff.

Etwa zehn bis zwölf Meilen von Bancarduu entfernt stiegen die Felswände eines riesigen Kraters empor. Vor Abermillionen Jahren war dort ein sechs Tonnen schwerer Eisenmeteorit eingeschlagen, Träger von wertvollen Metallen wie Gold und Platin. Nun lag im Becken des Kraters ein Tagebau, in dem die Arbeiter die wertvollen Erze des Meteoriten abbauten. Es war eine von vielen Minen hier auf dem Mond, und alles, was die Arbeiter sahen, riechen, fühlen, schmecken, hören oder anfassen konnten, war Privatbesitz einer einzigen mächtigen Frau namens Vana Vaughn. Die Lehrerin war nicht müde, jeden Tag von ihr zu erzählen, oder sie wenigstens zu erwähnen, die mächtigste Frau des Systems, die sich noch nie auf einen der Sträflingsmonde verirrt hatte. Und wenn Jake, von seinen eigenen Gedanken aufgeschreckt, den Erzählungen seiner Lehrerin wieder folgen wollte, hatte er so einige Male Schwierigkeiten damit, in Erfahrung zu bringen, ob sie immer noch Vana Vaughn meinte, oder schon über Gott sprach, wenn sie sagte, dass selbst das Leben der Sträflinge ihr gehöre.

Zweite Hälfte der ersten Doppelstunde: »Willst du gar nicht wissen, was für'n Job sie mir gegeben hat?«

Jake war in das Biologiebuch auf seinem Datengerät vertieft. Er unterbrach das Kapitel über die Ernährung von Nutzpflanzen in Hydrokulturen und wandte sich dem Schüler zu. Sein Name war Clarke. Er hatte stark aus den Höhlen hervortretende Augen, dunkel wie Öl, und einen langen, knöchigen Schädel. Hinter den abstehenden Ohren war der Peilsender gar nicht auszumachen.

»Ich will nur wissen, obse mir das gibt, was ich mir gewünscht hab«, sagte Jake.

»Was haste dir denn gewünscht?«

»Ich will im großen Biodom arbeiten. Da könnt ich's vielleicht noch aushalten mit den ganzen Pflanzen um mich rum.«

»Is ja schön für dich«, sagte Clarke und klopfte ihm auf die Schulter. »Glaub aber nich, dass du da arbeiten wirst.«

»In Bio war ich immer ein Ass. Wüsste also nich, warum's nich klappen sollte.«

»Ich schon«, sagte Clarke. »Du hast es dir gewünscht. Und das hier is keine Welt, die was für Wünsche übrig hat.«

Der Junge hatte Bancarduu in seinen zwölf Jahren noch nie verlassen und er versuchte gar nicht erst, daran zu denken, dass er eines Tages, für den Rest seines Lebens, in einem Krater als Grubenarbeiter sein kurzes Dasein abbezahlen musste. Er hatte schon viel von den Krankheiten der Bergleute gehört, die oft zu hoher Strahlung anheimfielen. Unfälle, Krebs und Knochenarbeit waren die augenfälligsten Gründe für eine Lebenserwartung, die sich auf unter dreißig Jahre kürzte. Hier in Bancarduu, Hauptstadt und Industriezentrum der Bergbaukolonie, war die Luft durch

viele Förderanlagen und Schmelzen trotz Filteranlagen verpestet, doch die Lebenserwartung betrug immerhin noch 32 Jahre.

Die Lehrerin sagte nichts. Ihre Augen überflogen seit einer Weile schon irgendeinen Text, der sich unlesbar klein auf den Gläsern ihrer Brille spiegelte. Wie zwei Fremde saßen sie sich gegenüber. Die Lehrerin strahlte eine Atmosphäre kühler Selbstsicherheit aus, in der der Junge wie ein Fremdkörper schwamm.

Seine Augen wanderten umher.

An den sich gegenüberliegenden Wänden hingen zwei 80-Zoll-Bildschirme, die Porträtfotos der Schüler zeigten. Neben seinem Foto war ein Steckbrief geöffnet mit Daten zu seiner Person. Er, Jake Pryke, war am 20.08.2650 geboren; bisher hatte er nur die Jahreszahl im Kopf gehabt.

»Eine gute Zukunft liegt vor dir«, fing die Lehrerin auf einmal an. Ihre Stimme klang ernst, doch etwas anderes als ein schlechter Scherz konnte es nicht gewesen sein.

»Aus den 140 Schülern dieser Klassenstufe gibt es lediglich fünfzehn mit herausragenden Leistungen, und nicht nur bist du einer von ihnen, sondern der beste.«

Er nickte. »Danke«, fügte er hinzu.

»Das ist kein Kompliment gewesen, das war ein Fakt. Ob in Mineralogie, Mathe, Physik, erste Hilfe, Biologie oder Handwerk – du hast nirgends Schwächen gezeigt und es mir damit ziemlich schwer gemacht, den richtigen Beruf für dich zu finden. Aber ich wäre meines Dienstes nicht fähig, wenn ich unter deinen vielen Talenten nicht das größte erkennen würde.«

»Ich hab's Ihnen ja aufgeschrieben, was ich werden will.«

Die Lehrerin sah ihn an. Sie überging den Anflug von Impertinenz, der einer niederen Bildung entwachsen war, wie sie vermutlich selber am besten wusste. »Bevor ich dir dein Zeugnis aushändige, kommen wir zu den

entscheidenden Fragen. Das hier ist schließlich mehr als nur Schule. Nur weil ihr privilegiert seid, heißt es nicht, dass ihr euch in eurer Schuld von den restlichen Arbeitern auf Limbus II abhebt. Schule ist nur die Vorbereitung auf eure Bestimmung. Ich als Lehrkraft muss überprüfen, ob ihr diesen Weg anzutreten würdig seid. Also fangen wir an: Neben dem Gebet um Erlösung muss noch etwas fest im Geiste der Sträflinge verankert und zu jeder Zeit abrufbar sein. Schließlich richten die Sträflinge – richtet *ihr* euer Leben danach. Weißt du, was ich meine?«

Der Junge zögerte. »Der Kodex?«, fragte er.

»Der Kodex. Ich könnte mir vorstellen, dass es viele verschiedene Kodizes gibt. Welchen meinst du genau?«

»Ich kenn ja nur den einen. Den Daseinskodex der Sträflinge.«

»Gut. Kannst du ihn mir aufsagen?«

»Denk schon«, sagte er und holte tief Luft. »Die Sträflinge leben für die Arbeit und arbeiten für Vergebung. Der Körper ist das Werkzeug, um den Geist zu befreien.« Er überlegte eine Weile. »Harte Arbeit bedeutet Wiedergutmachung. Auf harte Arbeit folgt der Tod und damit die Erlösung. Nur durch Gehorsam und Fleiß wird Gott die Sträflinge zu sich aufnehmen.«

Die Lehrerin zog die Stirn kraus, als der Junge fertig war. »Es heißt: Nur die Gehorsamen und Fleißigen werden an Gottes Seite sein.«

»Tschuldigung.«

Die Lehrerin nickte. »Das Wichtigste ist, dass du die Botschaft verstanden hast«, sagte sie, »und das hast du. Ich werde einen Vermerk bei dir machen, sodass dein zukünftiger Ausbilder dich noch einmal nach dem Daseinskodex fragen wird. Dann muss alles richtig sein, sonst bekommst du ernsthafte Schwierigkeiten.«

»Verstanden«, sagte er.

Sie machte den Vermerk, der sofort auf dem Steckbrief auf einem der großen Bildschirme aktualisiert wurde. Dann blickte sie zu ihm auf. »In welchem Jahr wurde Cetos fünf von den Übrigen der Menschheit kolonisiert, und unter welcher Führung geschah das?«

»Das war im Jahr 2360«, sagte der Junge. »Da hat Henry James Vaughn die, die ... O Mann, ich hab's Wort vergessen.«

»Dann umschreib das Wort.«

»Die, na ja. Henry James Vaughn war der Käpt'n vom Generationenraumschiff und er führte die Reise von der Erde hierher ins Tau-Ceti-System an.«

»Ja. Henry James Vaughn war der Oberbefehlshaber des Generationenraumschiffs. Er leitete die Sternexpedition und war der erste Präsident der neu gegründeten Kolonie auf Cetos fünf, deren Hauptstadt im Jahr 2370 – also zehn Jahre nach der Gründung der Kolonie – den Namen *Light City* bekam.«

»Jawoll, das wusste ich«, sagte der Junge.

»Wie könnte man Henry James Vaughn bezeichnen? Was ist er für uns alle?«

Der Junge zögerte, weil er die Wahrheit nicht aussprechen durfte. »Henry James Vaughn is der Retter der Menschheit«, log er. »Er is'n Held.«

Die Lehrerin atmete zufrieden auf. So als läge ihr etwas an seinem Bestehen. »Sehr gut. Nächste Frage: Wer wurde auf die Sträflingsmonde verbannt?«

»'s waren vor allem Mörder und Leute, die sich nicht ans Gesetz gehalten haben, während der Reise von der Erde hierher.«

»Kannst du diesen Menschenschlag in einem einzigen Wort zusammenfassen?«

Er zögerte wieder. Dann: »Verräter?«

»Nein. Abschaum«, sagte die Lehrerin ruhig und ernst, ohne jegliche Wertung in ihrer Stimme. »Es war menschlicher Abschaum, der auf vier der zahlreichen Monde des Gasriesen Kronos verbannt wurde. Mörder und Diebe. Skrupellose, die den Übrigen der Menschheit zu ihrer schwersten Stunde einen Dolch in den Rücken stoßen wollten. Sie sind – in einem Wort – Abschaum, und ihr seid die direkten Nachkommen davon.

Sag mir, Jake Pryke, glaubst du an die Erbschuld?«

»Ja. Natürlich«, log er. Er wollte die einstudierte Definition der Erbschuld schon nachsetzen, da nickte die Lehrerin und stellte ihm weitere Fragen dieser Art, die er, auf ihre Vorstellung hin zugeschnitten, nach seinem Bestmöglichen beantwortete. Am Ende wusste er nicht, wie es gelaufen war. Die Lehrerin ließ ihren Blick wieder auf den Computerbildschirm fallen und fing zu tippen an. Nach einer Weile formten sich ihre Lippen zu einem gutmütigen Lächeln.

»Ich habe dir dein Zeugnis soeben zugeschickt.«

Sofort schaltete er den Bildschirm seines Datengeräts, das er die ganze Zeit über auf seinem Schoß liegen hatte, ein und prüfte unter Herzklopfen seinen Posteingang. Dort lag die Nachricht der Lehrerin an erster Stelle.

Das Deckblatt des doppelseitigen Zertifikats sagte bereits alles: *Berufen zum Dienst als Bergbauingenieur.*

In der Klasse stand der nächste Junge auf, doch die Blicke der Schüler hafteten alle an Jake. Er blickte vom Datengerät auf. Ein breiter Lichtstreifen fiel über eine Reihe von Schülern. Die Klassentür stand offen, und im kalten Flurlicht stand die hagere Gestalt eines Mannes. Er war schon einmal im vergangenen halben Jahr hier gewesen, und niemand konnte seine Anwesenheit gutheißen, denn er überbrachte

stets nur die schlimmsten Botschaften. Das letzte Mal, als er vor drei Monaten hier gewesen war, hatte er Fran erklären müssen, dass sein älterer Bruder bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen sei. Beim Erzschürfen draußen im Freien hatte ein Steinschlag das Visier an seinem Druckanzug zerschlagen. Der einzige Trost für Fran: Der Tod seines Bruders wäre schnell vonstattengegangen, und seine Seele sei nun von der Erbschuld befreit.

»Ich suche einen Jake Pryke«, sagte der Mann.

Jake blieb wie erstarrt vor der Tür zum Prüfungsraum stehen. Erst jetzt kapierte er, warum die Kinder ihn so anstarrten.

»Du dahinten. Bist du Jake Pryke?«, fragte der Mann.

Jake nickte. Das andere Kind, das jetzt von der Lehrerin befragt werden sollte, bewegte sich an ihm vorbei.

»Miranda Pryke ist deine Mutter?«

Wieder nickte er. Diesmal zögerlich.

»Komm mit nach draußen.«

Doch der Junge blieb stehen. Als suche er nach einer Möglichkeit, das Unvermeidliche noch abzuwenden. Oder durch Abwarten die Wirklichkeit zu seinen Gunsten zu verändern.

»Du stehst einem Disziplinarverfahren gegenüber, wenn du mir nicht sofort folgst.«

Und schließlich, nach einer zeitlosen Pause, folgte er dem Mann nach draußen; die automatische Metalltür des Klassenzimmers ging hinter ihm zu. Auch diesmal hatte es etwas Endgültiges gehabt.

Zweites Kapitel

Keine Zeit zum Abschiednehmen

Gegen Abend hatte Jake all seine Habseligkeiten und einige Sachen von seiner Mutter in einem Rucksack verstaut. Er wartete im Bahnhof unterhalb der Wohnblöcke auf den nächsten Zug ans Ende der Stadt. Das kalte tote Licht der Deckenstrahler fiel von oben auf ihn herab, während er mit seinem Datenpad beschäftigt war. In dem Brief, den der Mann ihm zugeschickt hatte, war eine genaue Wegbeschreibung zum großen Kinderheim in Bancarduu eingezeichnet. Er warf einen prüfenden Blick auf die Bahnsteignummer, als eine Armeepatrouille ihn beinahe überrannt hätte. Er machte noch rechtzeitig zwei Schritte zurück und stieß mit dem Rücken gegen eine Litfaßsäule. Auf ihr wechselten im Minutentakt holografische Steckbriefe gesuchter Personen. Hauptsächlich Mitglieder einer Splittergruppe der mächtigen *Red Nova*, die sich auf Cetos V einen erbitterten Kampf gegen die Konzerne lieferte. Sie nannten sich *Front zur Befreiung von Demeter*, kurz FBD.

Demeter.

So hatte der Mond geheißen, bevor der Konzern die Bau- und Schürfrechte für die Kronosmonde erworben hatte.

Demeter.

Sie war eine Fruchtbarkeitsgöttin der Menschen auf der alten Erde gewesen. Das war Wissen, das nicht von der Schule vermittelt wurde. Das erzählte man sich insgeheim

auf dem Pausenhof. Der Konzern hatte die bis dahin unbewohnten Monde kurzerhand in Limbus I, II, III und IV umbenannt, um den Sträflingen glaubhaft zu machen, dass sie sich wirklich in einer Art Vorhölle befanden, aus der sich die Seele nur durch Knochenarbeit herausarbeiten konnte. Beinahe sechs Generationen hatte dieses Glaubensgerüst gehalten. Doch jetzt war die FBD auf dem Vormarsch, und der Junge träumte insgeheim schon von einem Leben als freier Bürger auf Cetos V.

In der Mitte der Säule war der Steckbrief des mutmaßlichen Anführers der Rebellengruppe platziert. Sein richtiger Name war unbekannt. Wo das Fahndungsbild hätte sein müssen, prangte nur ein großes weißes Fragezeichen auf schwarzem Hintergrund.

Bekannt unter dem Decknamen Echelon. Gesucht wegen: Gründung, Verwaltung und Organisation einer terroristischen Vereinigung, Besitz und Gebrauch illegaler Waffen, Munition, Sprengstoffe und Materialien zur Herstellung von Sprengstoffen, Hackerangriffe aufs globale Infonetz, schwerer Diebstahl, Mord, Terroranschläge gegen die Freiheit und Sicherheit des Konzerns, Massaker an Konzernmitarbeitern und Kolonisten ...

Die Liste setzte sich noch weiter fort. Der Konzern setzte auf seinen Kopf eine Belohnung von 100 Goldstücken aus und die Vergebung der Erbschuld für die- oder denjenigen, der Echelon stellte. Das bedeutete, dass ein Sträfling sein Leben ohne Arbeit auf Limbus II fortsetzen konnte, und mit dem Geld konnte er eine große Familie ernähren. Würde er Echelon dafür verraten?

Jake wandte sich wieder dem Gleis hin und wartete in der Kälte. Ballte die Fäuste zusammen und dachte, dass sie ihn für solche Gedanken von Freiheit auf ewig ins Exil verbannen würden.

Aus den Lautsprechern, irgendwo in der Nähe aufgestellt, meldete eine blecherne Frauenstimme eine außerplanmäßige Durchfahrt des ganz aus dem nördlichen Sektor kommenden Expresszuges. Er stellte sich dicht an den Bahnsteigrand, beugte sich nach vorn und blickte lauschend in die Tunnelröhre. Er hörte das Bollern und Röhren der Räder auf den Schienen, das sich wälzende Metall, er spürte es unter seinen Füßen und in seinem Herzen, die Gewalt der bewegten und dahinjagenden Masse, tonnenweise Stahl unaufhaltsam auf den Schienen.

Der Scheinwerferstrahl tauchte aus einer Biegung hervor und schuf aus dem Dunkel das gekachelte Röhreninnere. Die Reflexe sammelten sich an der Wand, heller, gleißend hell, dann jagte der Zug um die Kurve, und der Junge tat einen schnellen Schritt zurück. Gegen den eiskalten Fahrtwind stehend, blickte er auf die Spiegelung des Bahnhofs in den vorbeikrachenden schwarzen Fenstern. Er sah sich selbst; sah den verwaisten Jungen mit der flatternden Kleidung und dem fettig glänzenden Gesicht wie ein anderes Ich aus einer Welt, die in jenem Moment noch dunkler erschien als seine eigene.

So schnell die Erscheinung aufgetaucht war, so jäh war sie dahin. Jake blickte den Rücklichtern des Zuges nach, die auf der anderen Tunnelseite verschwanden. Von dort drang noch ein leises Grollen hervor, bis auch das verklang und nur noch Schwärze zurückblieb und ein Gefühl gleich der Farbe.

Sämtliche Anlagen, Gebäudemodule und Bergwerke auf Limbus II waren von der Mondatmosphäre hermetisch abgeriegelt und durch Röhrensysteme miteinander verbunden. Der Zug verließ die Habitate. Die Schienen führten das Metallungeheuer durch den östlichen Teil der

Stadt und brachten den Jungen an den Rand von Bancarduu, wo das Industriegebiet rauchend und widernatürlich der Horizontlinie aufstieg. Die Endstation lag inmitten eines Eisenwerks, und der Zug fuhr fast menschenleer in den Bahnhof ein. Der Junge stieg Treppen hinauf und durchquerte eine düstere Überführung. Darunter brannte überall zwischen den rußgeschwärzten Werken, verzweigten Leitungen und rostenden Erhitzern der gewälzte Stahl, und Männer in silbernen Feueranzügen arbeiteten über dem magnesiumgrelle Fluss. Der Rauch vom Feuer der zweitausend Grad heißen Materie orangefarben beschattet; fünftausend Tonnen Rohstahl gingen jede Schicht in Produktion. Ein einziges Fenster aus fünfzehn Zentimeter dickem Verbundglas, rund wie ein Bullauge, war in die Brücke eingebaut. Von dort aus schaute der Junge auf die Hochofenanlage hinab, als blicke er durch eine ZauberKugel in eine verborgene Welt, ein Reich bestimmt von Schattenwesen und Dämonen, ein Ort jenseits dieser Höhen, wo Feuer ewig brannten und Fabrikanten unter der Arbeit ihrer Teufel ächzten. Die Hitze war omnipräsent und kaum zu ertragen. Selbst hier im Brückenschacht, trotz der Ventilationssysteme, war er schweißgebadet.

Es war noch recht früh; das Kinderheim wirkte wie eine verlassene Station, die auf Notstrom lief. Die Beleuchtung im Gemeinschaftsraum war auf eine von der Decke herabhängende Funzel reduziert, um Energie zu sparen, die sonst in der Produktion fehlte. Der Junge fand in den anliegenden Schlauchgängen einen Erzieher, dem er den Sterbebericht seiner Mutter vorlegte.

Um Punkt 15 Uhr sprang der schräg an die Wand angebrachte Videoschirm an, wobei Jake aus dem Halbschlaf

hochschreckte. Er schob sich auf der Metallbank in eine aufrechte Position.

»In der im östlichen Sektor gelegenen Siedlung Urriki sind heute Morgen Dutzende bewaffnete Terroristen der FBD-Bewegung in ein geothermisches Kraftwerk eingedrungen. Die Angreifer wurden von den Sicherheitsbeauftragten vor Ort gestoppt, bevor sie größeren Schaden anrichten konnten. Unter den Todesopfern sind auch zahlreiche Arbeiter, die sich zum Anschlagszeitpunkt im Kraftwerk aufhielten«, sprach die brünette Nachrichtensprecherin in die Kamera. Parallel dazu wurden kurze, von einer Überwachungskamera aufgezeichnete Kampfszenen aus dem Kraftwerk gezeigt.

Der Erzieher trat herein und ließ die Zimmerkarte über den Aluminiumtisch rutschen. Er schickte dem Jungen einen Dutzende Seiten umfassenden Antrag auf sein Datengerät. Bisher hatten sie kaum ein Wort miteinander gewechselt. Der Erzieher war ein Konzernmitarbeiter wie die Nachrichtensprecherin oder die Lehrkräfte, wie alle Personen, die auf Limbus II ein höheres Amt besetzten und vor allem jene Berufe ausübten, die den Geist der hier geborenen Kinder formen sollten.

»Kann ich das im Zimmer ausfüllen?«

»Kannst du.«

Der Junge ging mit dem Datengerät den Westflügel entlang und folgte den Wegweisern durch mehrere Schlauchkorridore. Er drückte auf einen Schalter, die Luke zum nächsten Raum öffnete sich wie eine Iris bei Nacht, und ein weiterer im künstlichen Dämmer ertrunkener Gang lag vor ihm. Ein Lichtstreifen fiel aus dem Eingang zur Mensa quer über den Boden. Die typischen Kantinengeräusche fehlten jedoch völlig. Im Vorbeigehen warf er einen Blick hinein. Dort, zwischen all den leeren Plätzen, saß ein bleiches Mädchen an einem Tisch und starrte auf seine

Essensration. Das Mädchen wollte gerade zu ihm aufschauen, doch da war er schon wieder an der Tür vorbei.

Vor ihm öffnete sich die nächste Luke wie von selbst, und ein dunkelhäutiger Junge trat in den Gang. Er war einen Kopf größer als Jake. Ihre Schultern prallten gegeneinander wie zwei Himmelskörper auf einer Umlaufbahn, wie etwas Vorherbestimmtes, das sich treffen musste.

Sie wirbelten herum, standen sich gegenüber; Jake mit einem Fuß auf der Schwelle zum nächsten Raum. Mit den sich schließenden Fahrstuhltüren verschwand das meiste Licht.

Der Junge vor ihm hatte breite Schultern, dünne Arme, große Hände. Er trug ein altes, von Schmierölflecken verfärbtes Unterhemd, dessen fransiger Saum in den Kniekehlen seiner orangefarbenen Overallhose hing. Um den Hals schaukelte eine Schweißbrille mit runden schwarzen Gläsern.

»Pass doch auf, wo du hinläufst«, sagte Jake, und im nächsten Moment knallte er mit dem Hinterkopf gegen eine Rohrleitung. Die fremden Finger, die sich im Leinenstoff vergriffen und gegen seine Brust drückten, fühlten sich spitz und knochig an.

»Wir sind eins, du Sternentänzer. Wir sitzen im gleichen Boot. Wir sind zwei Brüder, die beide im Scheißhaus feststecken. Kapiertst du das?« Er verlieh seiner Frage Nachdruck, indem er die Fingerknochen noch tiefer in Jakes Brust bohrte.

»Tayus, lass ihn in Ruhe.«

Der Große drehte sich nach der zarten Stimme um. Das Mädchen lugte aus dem Eingangsbereich der Mensa hervor. Er ließ noch einmal Jakes Hinterkopf gegen das Rohr scheppern. Dann ließ er los. »Ein Mädchen hat dich gerettet«, sagte er.

Der Junge rieb sich den Hals. Pumpende Schlagadern. Sein Atem ging schwer. Er sah dem Großen nach, bis er mit dem Mädchen im Speisesaal verschwunden war.

Raum 301 maß wie alle anderen Zimmer dreizehn Quadratmeter. Von der Mitte aus erreichte man jede Wand in vier oder fünf Schritten. Die Betten waren übereinander getürmte Pritschen, keine Matratzen und keine Federn, bloß Bretter und darauf stinkende Wolldecken. An der gegenüberliegenden Wand gab es ein kleines Fenster, ähnlich dem Bullauge auf der Brücke, mit Blick auf die Industrieschornsteine und die rostbraune Einöde dahinter.

Jake ließ den Rucksack von der Schulter gleiten, knöpfte das Leinenhemd zur Hälfte auf und streifte es über seinen Kopf. Er ging in die Nasszelle und befreite sein Gesicht unter eiskaltem Wasser von dem Dreck der letzten Nachtschicht. Zurück im Zimmer nahm er den Rucksack an der Schlaufe und trug ihn zu den sechs in Reihe aufgestellten Feldkisten. Auf einer Kiste stand der Name *Tayus Nraad*. Der Junge dachte eine Weile darüber nach, wie gering wohl die Wahrscheinlichkeit gewesen sein mochte, sich ausgerechnet mit ihm ein Zimmer teilen zu müssen. Dann öffnete er seinen Rucksack und holte aus dem vorderen Fach ein uraltes Bilderbuch aus echtem Papier heraus; eine Rarität, die er bei den Sachen seiner Mutter gefunden hatte.

Er verschloss die Kiste und steckte den Schlüssel in die Beintasche. Mit dem Bilderbuch setzte er sich auf den verbeulten Blechstuhl am Fenster. Es waren Bilder von der Erde, gemalte Bilder, und der Junge wusste nicht, wie viel Wahrheit in ihnen steckte und wie viele Freiheiten sich der Urheber genommen hatte. Er sah Bäume, Strände, Meere, Flüsse, Wasserfälle; ein blauer Himmel. Er fragte sich, ob das Meer auf der Erde aus Wasser bestand, das man einfach